

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

57 (30.7.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 30. Juli 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wlh. Brandecker.

N^o. 57.

Der Brand von Moskau.

(Fortsetzung.)

4.

Kehren wir zu Paulowna zurück. Wirklich hatte ihre kräftige, jugendlich ungeschwächte Natur über das Fieber gesiegt und dem Tode die schon halb erfasste Beute entrisen. Zwar fühlte sie sich noch äußerst schwach und bedurfte der sorgsamsten Pflege, doch war sie jetzt wenigstens aus aller Lebensgefahr und konnte nach und nach wieder an den Dingen um sie her Theil nehmen. So erfuhr sie von ihrem Verlobten, der sie, so oft es nur irgend die Zeit und Umstände erlaubten, besuchte, nicht allein die Abreise ihres Vaters und das Einrücken der französischen Armee, sondern auch, daß Moskau bereits an mehreren Stellen in Flammen stehe und dem Sieger so die gehoffte Beute entrisen werde. Von seiner Liebe, seinen Aussichten und Hoffnungen hatte Konstantin bis jetzt nicht zu sprechen gewagt, nicht durch einen einzigen Blick, durch keine Sylbe war er ermuntert oder nur veranlaßt worden, die Gefühle seines Herzens auszusprechen. Schmerzlich empfand er diesen Mangel an Liebe und duldete schweigend, in der Zukunft auf ein Glück hoffend, das ihm die Gegenwart versagte. Paulowna litt nicht weniger; immer klarer wurde sie sich bewußt, daß sie den ihr bestimmten Gatten wohl achten, niemals aber lieben könne; sie hatte ihre Kräfte überschätzt, sie hatte voreilig ein Versprechen gegeben, an dessen Erfüllung sie nur mit einem innern Grausen denken konnte.

Mit diesen unerfreulichen Gedanken beschäftigt, halb wachend halb im Traume, vernahm die noch immer an's Bett gefesselte Fürstin in der Frühe des Morgens ein verwirrtes Geschrei, das sich dem Krankenzimmer bald zu nähern, bald wieder davon zu entfernen schien. Vorsichtiger Weise hatte man zu dem letzteren ein kleines Gemach in einem der Seitenflügel des weitläufigen Gebäudes gewählt, dessen einziges und schmales, ohnedis von hohen Lindenbäumen verdecktes Fenster, eine nur lärgliche Aussicht auf den umgebenden Park gestattete. Daher und weil die Brandstifter von Platow die strengsten Befehle erhalten hatten, den Palast und seine Umgebung zu schonen, war es zu erklären, daß die Kranke von dem Tumulte auf den Straßen und dem Brande wenig oder gar nichts gehört und gesehen hatte.

Während sich jetzt Dorja leisen Schrittes der Thüre näherte, ließ sich an dieser ein dreimaliges leises Klopfen vernehmen. Auf das verabredete Zeichen öffnend, trat Grigory mit der Schreckensbotschaft herein, daß sich ein Haufen französischer Soldaten im Pallaste festgesetzt habe und Alles plündern. Ein Theil derselben sei in den Kellern, um Wein und Rum heraufzuschaffen, während Andere die obere Gemächer durchzögen; nur durch eine List sei es ihm gelungen, zu seiner Gebieterin zu gelangen. Man mußte jetzt auf das Schlimmste gefaßt seyn und konnte es sich nicht verhehlen, daß die einzige Hoffnung auf Rettung in der Entlegenheit des Zimmers beruhe. Grigory machte den Vorschlag die Thür durch die im Zimmer befindlichen Meubles zu verammeln, und so wenigstens gegen den ersten Angriff gesichert zu seyn, allein Paulowna unterfragte bis, weil sie, und wohl mit

Recht, befürchtete, daß ein solcher ohnedis kurzer und fruchtloser Widerstand die Plünderer nur aufreizen würde. Eine Stunde, die den ängstlich auf jeden Ton Lauschenden eine Ewigkeit dünkte, war verstrichen und schon gaben sie sich der Hoffnung hin, daß die Feinde mit ihrem Raube sich unter einander berathschlugen, ob sie wieder zurückgehen sollten, da sie keinen andern Ausgang gewährten, als den, durch welchen sie in dies, wie es schien, am äußersten Ende des Flügels gelegene Zimmer gelangt waren. Die in das Krankengemach führende und nur mittelst einer verborgenen Feder zu öffnende Thür war so geschickt in der Tapete angebracht, daß selbst ein mit diesem Umstande Bekannter Mühe hatte, sie zu finden. Kaum wagten es die Bedrängten zu athmen; hörbar klopfte Paulowna's Herz in der geängstigten Brust; ihre Augen waren starr auf die verhängnißvolle Thür gerichtet. Da von einem unglücklichen Ohngefähr geleitet, stieß ein Sappeur mit seiner Art auf die verborgene Feder der Thür, daß diese weit aussprang und den Blicken der erstaunten Franzosen das Innere des Gemachs zeigte. Paulowna war in die Polster zurückgesunken und lag hier unbeweglich, einer Statue nicht unähnlich, da Marmorblässe die lieblichen Gesichtszüge deckte.

Zu Häuptern des Bettes standen Dorja und Grigory, jene die Hände zum Gebet gefaltet, dieser die geballte Faust zum Schutze seiner Herrin ausgestreckt. Einen Augenblick standen die Sieger bei dem Anblicke dieser Gruppe ganz verduzt, und keiner wagte einen Schritt vorwärts; doch nur einen Moment wahrte dieser Eindruck, und laut jubelnd drangen sie in das Zimmer. Dorja und Grigory wurden mit Stricken geknebelt und durch Kolbenstöße und andre sehr fühlbare Zeichen aufgefordert, ihren Drängern die gesuchten Schätze zu zeigen. Vergebens flehte die unglückliche Ämme um Schonung und als sie es gar wagte einen lauten Hilfschrei auszurufen, traf sie ein heftiger Schlag ins Gesicht, daß sie zurückfiel, und ein aus Mund und Nase dringender Blutstrom den Boden weithin bedeckte. Der schon härtere Gefährte dagegen duldete schweigend die Mißhandlungen, und kein Ton des Schmerzes entfuhr seinen nur vor Wuth zitternden Lippen.

Während so die Mehrzahl der Soldaten mit jenen Beiden beschäftigt war, und die Andern das Zimmer nach Geld und Kostbarkeiten durchsuchten, hatte sich der Sappeur, dessen unheilvoller Schlag die Entdeckung herbeigeführt, dem Lager Paulownas genähert. Seine Augen funkelten von wilden Leidenschaften, als er, den ohnmächtigen Widerstand der sich Sträubenden verachtend, einen Kuß auf die jungfräulichen Lippen drückte. Die Verzweiflung verließ der halb Ohnmächtigen eine ungewohnte Kraft; mit der geballten Hand stieß sie den Zudringlichen so heftig von sich, daß dieser zurücktaumelte und an den Thürpfosten sich halten mußte. Ein schallendes Gelächter seiner Kameraden begleitete diesen gut geführten Stoß. Bald aber hatte sich der Getroffene wieder erholt und wüthend gemacht durch die Sticheleien der Umstehenden, stürzte er sich auf die lautschreiende Fürstin los, umfaßte ihren Leib und war schon im Begriff, sie vom Lager zu reißen, als aus den vorderen Zimmern der laute

und wiederholte Ruf „vive l'empereur!“ ertönte. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte dieser Ruf die wilden Gesellen; in militärischer Haltung sich aufrichtend, lautlos, standen sie da und erwarteten den donnernden Gott. Sporen rasselten, Säbel klirrten und unter ihnen stand der Kaiser. Seine Adleraugen überflogen die Scene, und ohne zu fragen, wußte er, was hier vorgegangen war. Nach einer minutenlangen Pause, während keiner der Delinquenten das Auge vom Boden aufzuschlagen wagte, und kein Laut die Todtenstille unterbrach, sprach Napoleon: „Soldaten von Marengo und Austerlitz, ihr habt eure Ehre befestigt; nur der Ruhm der nächsten Schlacht kann sie euch wiedergeben; geht! ich werde euch kämpfen sehn.“ „Vive l'empereur!“ erscholl es da aus den rauhen Kehlen der auf diese Weise Bestraften, und ein Häuflein zog dahin, das jetzt die Kraft von Hunderten in seinen Armen fühlte und mit Freuden bereit war, den letzten Blutstropfen für den angebeteten Feldherrn zu versprechen. Dem Adjutanten Boutier ertheilte der Kaiser den Befehl, für die Sicherheit der jungen Fürstin Sorge zu tragen und eilte dann weiter.

5.

Charles Boutier war, wie viele seines Gleichen aus damaliger Zeit, ein Kind des Krieges. Den siegreichen Adlern von frühester Jugend an folgend, hatte er sich durch Muth und Entschlossenheit, so wie durch ein richtiges Urtheil bei vielen Gelegenheiten ausgezeichnet und war von Napoleon bemerkt worden. Jetzt war sein Glück gemacht. Schon nach Verlauf weniger Jahre war er bis zum Obersten avancirt und nur kürzlich zum Adjutanten des Kaisers ernannt worden, der ihn eines besondern Vertrauens würdigte. Die gütige Natur hatte Charles recht liebevoll bedacht, und manche Schöne am Hofe St. Cloud und in den Salons zu Paris wäre nicht abgeneigt gewesen, dem jungen Helden mit den braunen Locken und dunkeln Augen anzugehören, dessen feine Lippen ein leichter Schnurrbart beschattete, und dessen Brust mehrere Orden schmückten. Doch ohne ernste Leidenschaften war Fortuna's Günstling bis jetzt nur tändelnd von Blume zu Blume geflogen; da traf ihn, gerade als er sich dessen am Wenigsten versah, des losen Gottes scharfes Geschloß. Greisen wir aber dem Laufe unserer Erzählung nicht vor. Boutier war also zum Beschützer Paulownas bestellt und entwickelte auch in dieser, ihm bisher ganz fremden Region die gewohnte Thätigkeit und Umsicht. Eine Sicherheitswache ward in den Pallast gelegt, und täglich erschien daselbst der Obrist, um sich in eigner Person nach dem Befinden und nach den Wünschen seiner schönen Pflegebefohlenen zu erkundigen. Auf diese Weise entstand unter den jungen Leuten in kurzer Zeit ein Verhältnis, dessen leicht voraussehende Folgen in Paulowna's Herzen eine süße Unruhe, zugleich aber auch ängstliche Besorgnisse erregten, während der feurige, kein Hinderniß sehende Franzose sich ohne Rückhalt dem Eindruck hingab, den der Fürstin Schönheit, ihre hohen Geistesgaben und ihre Herzensgüte auf ihn hervorbrachten. Schon öfters hatte sich Paulowna vorgenommen, den kaiserlichen Adjutanten zu bitten, sich nach dem Schicksale Konstantins zu erkundigen, dessen gänzlichliches Ausbleiben ihr (sie mußte sich's erröthend gestehen) zwar nicht gerade unangenehm war, sie aber doch befremdete. Immer war dies jedoch bald aus diesem, bald aus jenem Grunde unterblieben, bis sie endlich eines Abends, von ihrem Gewissen getrieben, den langgehegten Vorsatz ausführte. Wer aber beschreibt Beider Erstaunen und Erschrecken, als die Fürstin die Gefangenenehmung Konstantins und das ihm wahrscheinlich bevorstehende Schicksal, Boutier dagegen erfuhr, in welchem Verhältnisse der Gefangene stehe. Sie sahen, sie fühlten es, der Moment sei gekommen, der eine Erklärung unter ihnen herbeiführen mußte. Doch noch ehe

Boutier sein volles Herz ausschütten konnte, erschien eine kaiserliche Ordonnanz, die ihm den Befehl brachte, sich augenblicklich zum Kaiser zu verfügen. Scheidend hielt Boutier Paulowna's Hand gefaßt; da begegneten sich ihre Blicke, und sie hatten sich auch ohne Worte verstanden. Alles vergessend umschlang der Arm des Liebenden die Geliebte, und ein langer Kuß besiegelte den wortlosen Bund. Der Verrath am nichtsahnenden Verlobten, am wehrlosen Feinde war geschehen, und der Gedanke daran trüffelste Wermuth in der Liebe süß berausenden Kelch.

Als der Obrist in das Kabinet des Kaisers trat, der, nachdem der Kremel in Brand gerathen, das Schloß Petrowski bezogen hatte, fand er ihn beschäftigt, dem Baron F., einem seiner vertrautesten Geheimschreibe, einen Brief an den Kaiser Alexander zu diktiren. Napoleon wollte den Frieden; der Zustand seiner Armee erheischte ihn dringend. Wohl wissend aber, wie viel darauf ankam, mit Alexander ohne Einmischung der die Franzosen haßenden und doch so mächtigen Hofpartei zu unterhandeln, hatte er Boutier rufen lassen und beauftragte diesen, einen sichern, zugleich aber auch mit den Verhältnissen am russischen Hofe bekannten Boten herbei zu schaffen. Einen solchen aber in der Schnelle aufzufinden, war keine leichte Sache. Boutier zögerte deshalb einen Augenblick mit der Antwort. Da durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke, daß er jetzt die beste Gelegenheit habe, einen Theil seiner Schuld zu sühnen, ohne daß Interesse seines Kaisers und seiner Nation zu gefährden. Er schlug den beim Brande gefangen genommenen russischen Offizier vor, dessen Familie, wie er in Erfahrung gebracht, am Petersburger Hofe nicht unbedeutende Verbindungen habe und der wegen seines edlen, offenen Charakters in allgemeiner Achtung stehe. Der Vorschlag fand Beifall, und zum zweiten Male erschien Platow vor dem französischen Kaiser. Auf die Frage des letztern, ob er für den Preis seiner Freiheit sich anheischig machen wolle, eine Depesche zu den eigenen Händen seines Kaisers zu überbringen, wußte Platow im ersten Augenblicke vor Erstaunen gar keine Antwort zu geben. Statt, wie er erwartet, sein Todesurtheil zu vernehmen, ward ihm unter einer sehr leicht zu erfüllenden Bedingung die Freiheit angekündigt. Sollte es seinen Pflichten, seiner Ehre widerstreiten, dem eigenen Monarchen eine Depesche zu überbringen? Die Liebe zum Leben, der Gedanke an Paulowna sagten unbedingt Nein; doch Ueberlegung und Vorsicht hegten einigen Zweifel, da die Belohnung mit der Leistung in keinem Verhältnisse stand. Als Platow deshalb unschlüssig in seinem Schweigen harrte, wiederholte Napoleon, ungeduldig mit dem Fuße stampfend, die Frage, worauf jener bescheiden den Wunsch äußerte, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen. Auch dies wurde bewilligt; jetzt erst erklärte sich Platow bereit, den Auftrag zu vollziehen und verließ bald darauf das kaiserliche Hauptquartier.

6.

Das Feuer in Moskau war endlich, weil es ihm an Nahrung gebrach, erloschen. Da lag nun der Schmuck und Reichthum, der Sitz des Handels und der Gewerbe von Rußland, zerstört zu den Füßen des Siegers. Von 10,000 Häusern waren vier Fünftel vernichtet; nur entfernte Straßen, einzeln gelegene Kirchen und Palläste waren diesem Geschick entgangen und machten das Bild der Zerstörung durch den Gegensatz nur noch grauenvoller. Auf großen Flächen sah man nur noch schwarzes Mauerwerk, einzelne Schornsteine, verkohlte Baumstämme, als wollten sie bezeugen, daß hier Menschen gewohnt hätten. Was gerettet und stehen geblieben war, reichte jedoch hin, um den Truppen in Moskau Obdach zu gewähren, und selbst die Hilfsmittel, sie zu unterhalten, waren nicht so ganz vernichtet, wie die erste Sorge

gefürchtet hatte. Die Keller, dem Feuer entgangen, verbargen große Vorräthe, und die Dörfer um Moskau herum enthielten an Gemüse, Futter und Früchten eben so ansehnliche. Napoleon hatte den wieder freigewordenen Kremel zum zweiten Male bezogen und harrte hier von Tag zu Tage, aber vergebens, auf eine Antwort vom Kaiser Alexander. Er konnte sich nicht von Moskau trennen; hier schien er Herr des Friedens zu bleiben, nach seinem Abzuge dünkte ihm der Glanz des Sieges erloschen.

Zwischen Paulowna und Boutier war es inmittelst zu einer nähern Verständigung gekommen. Die Fürstin war entschlossen, ihrem Vater ein offenes Bekenntniß abzulegen und hoffte zuversichtlich, daß bei ihm die Liebe zu dem einzigen Kinde über den Feindeshaß den Sieg davon tragen werde. Mit gleicher Offenheit wollte sie dem verschmähten Liebhaber entgegen treten; dieser, meinte sie, würde Anfangs wohl aufbrausen und sich an seinem Nebenbuhler zu rächen suchen; ersühre er aber, daß dieser ihm das Leben gerettet, so werde er großmüthig auf eine Hand verzichten, die das Lebensglück des Retters zu begründen bestimmt sei. Mit diesen und ähnlichen Plänen wiegten sich die Liebenden in ein süßes Vergessen und verlebten, unbekümmert um die nächste Zukunft, die seligsten Stunden.

Die Friedenshoffnungen, welche Napoleon hegte, hatten sich allmählich auch der ganzen Armee mitgetheilt, und Boutier war nicht der Letzte, der sein Schiffelein in des Friedens sichern Port zu steuern strebte. Doch nur zu bald sollten diese Träume von Glück und Frieden schwinden, als am 18. Oktober die Nachricht anlangte, daß Murat von Kutusow überfallen worden sei und einen bedeutenden Verlust an Mannschaft und Geschütz erlitten habe. Eiligst begab sich Boutier zu seiner Geliebten, sie zu trösten, sich mit ihr zu berathen. Er fand sie über Erwarten gefaßt; denn Paulowna, bekannt mit den Gesinnungen und Absichten ihres Vaters, welche die meisten Großen des Reichs theilten, hatte sich den trügerischen Hoffnungen auf Frieden nie so ganz hingeeben und nur deshalb ihre Zweifel nicht geäußert, um die Freude ihres Geliebten nicht zu trüben. Rathlos stand dieser, das theure Wesen innig an die beklemmte Brust drückend; ein Wunsch schien auf seinen Lippen zu schweben, und doch wagte er ihn nicht auszusprechen. Aber was erräth nicht das liebende Weib, wenn es das Glück, die Zufriedenheit des Geliebten gilt? Eine hohe Röthe überflog Paulowna's liebliche Züge, als sie den Lockenkopf ihres Charles zu sich niederziehend, ihm ins Ohr flüsterte: „Soll des Priesters Wort unsern Bund segnen?“ Der freudig Ueberraschte, der den verborgenen Wunsch so plötzlich erfüllt sah, dankte sprachlos mit einem innigen Kusse. Vergessen war alle Sorge, aller Kummer und mochten auch noch so viel Prüfungen ihrer harren, konnte doch jetzt nur der Tod das Band trennen. (Schluß folgt.)

Von der Bildung des Bürgers *).

„Indem wir suchen die Menschen zu bilden, üben wir jene allgemeine Tugend, welche die Liebe Aller in sich begreift.“
(Montesquieu.)

Ein guter Christ ist auch ein guter Bürger. Es darf also ein Regent, der den ernstlichen Willen hat, bessere Bürger zu sehen, nur an der Verbesserung der Religion arbeiten. Gewiß! er wird seinen edlen Zweck nicht verfehlen.

*) Dieser Aufsatz ist einer schon im vorigen Jahrhundert erschienenen kleinen Schrift entlehnt, und es wird derselbe nach einer geringen damit vorgenommenen Modifikation hier nicht unpassend erscheinen.

Jedoch um bessere Bürger zu bilden, ist der Weg der Religion nicht der einzige. Ein wohlbestellter Staat erfordert verschiedene Einrichtungen, die sich auf die Bildung und Glückseligkeit der Bürger unmittelbar beziehen, und doch nicht unmittelbar aus dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet werden können.

Freilich dünkt uns jener Staat glücklicher, der einer jeden Anstalt, jedem Geseze, jeder Einrichtung einen Anstrich von Religion mit Wahrheit zu geben wüßte, weil doch einmal Religion das ist, wofür Menschen am meisten Ehrfurcht haben.

Wir wollen hier einige Mittel anführen, von deren allgemeiner Einführung und Anwendung nicht geringe Frucht zur Bildung der Bürger zu hoffen wäre. Ohne Zweifel werden sie nur jene Leute geringschätzig finden, die weder eine gute Anstalt nach ihrem inneren Werthe zu achten, noch große Folgen aus kleinen Ursachen herzuleiten wissen.

Wenn wir dieselben von der Schale des Buchstabens enthüllen, so finden wir diesen Geist darin: Man sollte jedem Bürger eines Staates eine starke unauslöschliche Vorstellung seiner Pflichten und ihrer Heiligkeit einprägen; der Pflichten gegen sich selbst, gegen seine Mitbürger, gegen die Person des Regenten und seinen Willen, dann würden die zur Uebertretung gewöhnlich lockenden Beweggründe bei sehr Vielen und sehr oft ihre Stärke verlieren, hingegen in den Herzen der Bürger ein mächtiger Antrieb herrschen, dem Regenten ehrerbietig und gehorsam zu seyn, und jeder seiner bürgerlichen Schuldschulden stets treu zu leben.

Drei Ideen treffen wir in diesem Vorschlage an, die wir genau zergliedern müssen: die Idee einer starken, die einer unauslöschlichen und die Idee der Heiligkeit der bürgerlichen Pflichten.

Damit diese Vorstellung stark würde, so müßte sie, wie uns die Betrachtung der Natur des Menschen lehrt, dem Bürger schon von zarter Jugend an eingedrückt werden.

Zu diesem Zwecke wünschten wir, daß man Bürgerlieder verfaßte; Lieder, die das Glück des Menschen, im Staate geboren zu seyn, und darin zu leben, dann seine Pflichten gegen sich selbst, besonders Fleiß und Arbeitsamkeit; jene gegen den Mitbürger, von welchem Stand und Rang er immer sei, gegen den Regenten und das Vaterland, deutlich, gründlich und angenehm beschreiben. Wie erwärmen nicht die Schweizerlieder manchem jungen Helvetier den Busen!

Nach den Bürgerliedern wünschten wir zu dem nämlichen Zwecke einen Katechismus der Bürger, den man der Jugend so gut, wie es uns dünkt, vorlegen sollte, als den Katechismus der Religion. — Einer der ersten Staatsrechtslehrer und Schriftsteller unserer Zeit sagt hierüber folgendes: „Die Kenntniß der Verfassung des Landes muß eine der wichtigsten seyn, auf welche sich der Schulunterricht erstreckt. Man muß die Verfassungsurkunde in einen Katechismus verfassen, verständlich für Kinder und Volk. Wer diesen Katechismus nicht weiß, soll eben so wenig ein gutes Zeugniß erhalten, als wer in der Religionslehre zurück blieb. Bei den Juden würde das Gesez im Tempel verkündet. „Lehrt den Kindern“ sagt ein alter Philosoph „was sie als Menschen und Bürger zu wissen, nicht, was sie wieder zu vergessen haben.“ Um endlich diesen Veranstellungen das Siegel aufzudrücken, und den jungen Bürger zum künftigen Mitgliede des Staates auf das feierlichste einzuweihen, scheint es ungenau vortheilhaft, wenn der Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft zu einer ganz besondern feierlichen Handlung erho-

ben, und ein gewisses Alter bestimmt wird, in welchem junge Bürger nach vorhergegangenem Unterrichte, nach sorgfältiger Prüfung in ihrer Kenntniß der Bürgerpflichten und eidlicher Beschwörung derselben unter gewissen Feierlichkeiten in die bürgerliche Gesellschaft als Mitglieder aufgenommen würden. Es ist nicht bald eine Gesellschaft auf Erden, welche die Aufnahme ihrer Mitglieder nicht zu einer feierlichen Handlung gemacht hat. Nur der größten, der wichtigsten, der ersten aller Gesellschaften haben wir bis jetzt größten Theils die so wohl gebührende Ehre nicht angethan. Man sagt, wir treten stillschweigend in den Staat. Wir wissen es wohl, möchte es nur allenthalben überlaut geschehen, damit wir Alle aufmerksamer würden und besser lernten und besser erfüllten, was das große Wort heißt: ein Bürger zu seyn. (Schluß folgt.)

Sonett an Berthold Auerbach bei dessen Rückkehr in die Heimath.

In Schwarzwalds Forsten, im Gebüsch dem dichten,
Erdtüt ein freud'ger Grus von hohen Fichten
Herab und wo zu Auen sich die Wälder lichten,
In Dörfern, Städten stehen bunte Schaaren.

Und Tausend Zungen fröhlich es berichten,
Von Manchem schon besungen in Gedichten,
Der sinn'ge Schreiber unsrer Dorfgeschichten,
Zur Heimath zieht er ein nach vielen Jahren.

Die alten Lieder, unsre Niebelungen,
Scheiligte Gesänge sind sie worden
Und geben Zeugniß noch von frühern Tagen.

Auch Deine Mähren flüstern alle Zungen,
Erzählen hörst Du sie wohl aller Orten
Und rühmend werden Enkel von Dir sagen.

Alexander Elsässer.

Von Freiligrath u. a. m.

Aus einem philosophisch-humoristisch-satirischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

T o d. Der Tod ist ein schönes Abendroth, durch welches die silberweißen Lilienglocken eines ewigen Frühlingsmorgens hervorleuchten und melodisch läuten! (G. Nicol.) Er ist der furchtbarste Spiegel des Lebens. Er dient als Probe darauf, ob das Leben richtig geführt worden. (Fr. Laun.) — Er ist ein Recheneempel, zu welchem uns noch immer das Facit fehlt. Selbst die Rechenkünstler Pythagoras, Adam Riese und Dabe gestehen, daß sie dies Eempel erst nach ihrem Tode zu lösen vermögen. — Der Tod ist der privilegierte Freudenstörer, der Büffel der ganzen Natur. Sie mögen ihn immerhin Freund Hayn nennen, oder als Engel mit der umgekehrten Fackel malen; wäre ich ein Maler, ich würde ihn als Flußgott abbilden, mit einer Urne, aus welcher Thränen stürzen. Freund Hayn! das ist so eine kaufmännische Redensart, weil der Tod mit Jedermann Geschäfte treibt. Aber frohe Menschen muß er lange bitten, ehe sie mit ihm nach Erfurt zum Todtentanze wallfahrten. (v. Kober.) — Tugend und Laster haben Eines gemeinschaftlich: Jeder, der mit ihnen spielt, verliert. (A. Rodnagel.) — Tugend ist wie das gute Geld, welches auch an dem Orte gelobt wird, da es nicht geschlagen ist. Auch der Feind muß seines Feindes Tugend hochschätzen. (J. Riemer.)

— Sie ist wie Del, man schütte es in Wasser oder sonst wohin, so schwimmt es immer oben. (C. Celles.) — Sie ist wie ein Schwamm und wie ein Kieselstein; jener, wenn man ihn drückt, zieht sich zusammen; dieser wenn man ihn schlägt, giebt Feuer. (C. Celles.) — Die Tugend beschreibt der Moralist und vernachlässigt sie; der Kopfhänger trägt sie zur Schau und macht sie lächerlich; der Schwärmer predigt sie und sie wird abschreckend durch ihn; der wahrhaft rechtschaffene Mann folgt ihr und wird Muster derselben. (F. Schulz.) — Die Tugend, welche man immer bewahren muß, ist kaum der Schildwache werth. (Goldsmith.) — Wenn man jede verdächtige Tugend in der Welt durch glühendes Eisen probiren wollte, so müßte man vor jedes Haus eine Schmiede bauen. (v. Kober.)

(Fortsetzung folgt.)

Maritätenkästlein.

○ Ein blaumachender Schuster, der seine 46 Jahre zurückgelegt hat, äußerte lustigen Studenten gegenüber: „O hätte ich Geld genug, mit liebevoller Liebe wollte auch ich noch rasend gerne studiren, und ich versichere Sie, hätte ich nach 13jährigem fidelem Burschensleben die Prüfung ohne Pech bestanden und wäre nach einem halben Jahrhundert meines Daseyns ein Regierungs-Direktor geworden, so dürften mir alle Tage im ganzen Jahre nicht anders als blau gefeiert werden.“

○ Ein Pferdehändler verkaufte einem Bürger ein Pferd und haßte für alle Fehler. Einige Tage darauf kam der Käufer, und brachte das Pferd zurück, indem es blind sei. „Ei,“ sagte der Pferdehändler, „das ist ja kein Fehler, sondern ein Unglück!“

Charade.

Was Dir die erste meiner Sylben nennet,
Erblickst Du als ein Werk der Menschenhand:
In Städten und in Dörfern man es kennet,
Es war die Noth, die es zuerst erfand,
Und es sowohl den Armen wie den Reichen
Vor Ungemach und Sturm und Regen schützt.
Doch kennt man auch ein Thier, das es besitzt,
Und es wird — stets ihm treu — nie davon weichen.
Die Zweite oft auf hohem Thurme steht,
Und kreischend sich nach jedem Winde dreht,
Es flattert durch die Lüfte hin, die blauen,
Doch wenn ein Jäger, lauschend, es erblickt,
Und mit geübtem Finger daran drückt,
Dann stürzt es todt hinab auf grüne Auen.
Es spendet Dir aus dem gefüllten Faß,
Wenn Durst Du fühlst, des Trankes köstlich Raß.
Das Ganze wirst Du bei dem Ersten schauen,
Dort wandelt's gravitatisch ab und auf,
Mit hohem Kamm und angethan mit Sporen.
Früh, eh' beginnt die Sonne ihren Lauf,
Weckt er vom Schläfe seine Weiber auf,
Die er in großer Anzahl sich erföhren,
Aufs Prophezeien er sich auch versteht,
Drum scherzweil' nennet man ihn oft Prophet;
Doch grausam hingewürgt von Mörderhänden,
Muß oft er seinen Lebenslauf beenden.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 56:

M o d e. D o m. D d e.